

## Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert

16. Wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften (IRG) der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 29. – 31. Januar 2016

An der Hochschule in Vallendar trafen sich 37 an der modernen Ordensgeschichte Interessierte aus Deutschland, Österreich, Schweiz, Italien und den Niederlanden zu einer Tagung, die verschiedenste Aspekte der Ordensgeschichte aufgriff. Die Tagungsleitung hatten Prof. Dr. Joachim Schmiedl und Dr. Gisela Fleckenstein.

2014 erschien ein Bildband von Marcel Bauer mit weitgehend unbekanntem Aufnahmen zum Thema „Mission in frühen Fotografien“. Dies war für fünf Kirchen- und Missionswissenschaftler der Anlass zur Gründung einer Arbeitsgruppe, die sich der Sicherung gefährdeter Bildquellen der Missionsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts annehmen will. Prof. Johannes Meier (Mainz) sieht, wie Marcel Bauer in dieser Arbeit eine „Sicherung des Gedächtnisses der Weltkirche“. Missionsfotografien können aufgrund ihres Gegenstandes heute nur interdisziplinär ausgewertet werden. Die Bilder sind heute für die ehemaligen Missionsländer eine wichtige Quelle, wobei das Interesse daran noch gering ist. Anliegen der Arbeitsgruppe ist es, zunächst festzustellen, wo in Deutschland Missionsfotografien vorhanden sind und diese nach bereits vorhandenen Modellen – beispielsweise KADOC in Belgien oder Historisches Archiv der Baseler Mission – zu erschließen, zu sichern und für die Forschung zugänglich zu machen. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, die Bilder keinesfalls zu segmentieren – auch nicht digital - sondern in jedem Fall in ihrem Kontext zu belassen bzw. entsprechende Metadaten mit aufzunehmen. Die Arbeitsgruppe steht in den Anfängen und ist für Anregungen dankbar. Im Herbst wird es dazu eine Tagung in Mainz geben.

Die Kamillianer wurden 1582 in Rom als Ordensgemeinschaft für die Krankenpflege gegründet. Dies ist bis heute Aufgabe der weltweit verbreiteten Gemeinschaft. Im römischen Zentralarchiv des Ordens gibt es nicht nur Akten über die allgemeine Entwicklung, sondern auch Unterlagen über die Ordensprovinzen. Die Ordensleitung gab bei Fachhistorikern, anlässlich der Neuordnung des Archivs, eine Geschichte der ältesten Provinzen des Ordens in Auftrag: Römische Provinz, Spanische Provinz, Piemontesische Provinz, Lombardei-Venetien, Portugal, Frankreich und Deutschland. Alle Bände sollten bis zum 400. Todestag des hl. Kamillus 2015 vorliegen, was bis auf einen Band auch gelang. Jeder Band behandelt die Provinz von ihrer Gründung bis 1945. Die Autoren haben zum Teil ergänzende Quellen aus kirchlichen und staatlichen Archiven herangezogen. Die Provinzgeschichten erschienen sämtlich in italienischer Sprache. Was fehlt, so der Referent Dr. Gerhard Kuck (Rom), der über die deutsche Provinz geschrieben hat, ist eine Zusammenfassung der isoliert dastehenden Bände zu einer Ordensgeschichte. Eine Auswertung der Ergebnisse würde die Verbindungen der einzelnen nationalen Gruppierungen aufzeigen müssen. Kuck plant eine um diese Aspekte erweiterte deutsche Ausgabe der deutschen Provinzgeschichte.

Dr. Bettina Blessing (Regensburg) schilderte den Alltag katholischer Krankenpflegeorden. Ein Kloster der Barmherzigen Brüder wurde 1750, eines der Elisabethinerinnen 1754 in München gegründet. Beide Gründungen, die mit einem Hospital verbunden waren, stießen

zunächst aufgrund der Klosterdichte in der Residenzstadt auf Ablehnung. Das städtische Umfeld war aber notwendig für ihre Finanzierung, die wesentlich über Sammlungen, Schenkungen und Zinseinkünfte erfolgte. Die beiden Krankenpflegeeinrichtungen gehörten zu den Vorläufern des modernen Krankenhauses, weil sie nur Patienten mit einer Chance auf Heilung für eine befristete Zeit aufnahmen. Bei den Barmherzigen Brüdern waren die Priester für die seelsorgliche und die Laienbrüder für die leibliche Pflege der kranken Männer im Hospital zuständig. Die Elisabethinerinnen waren an die Klausur gebunden. Bei ihnen gab es Chor- und Laienschwestern. Letztere waren hauptsächlich für die Pflegedienste an Frauen – nur diese wurden aufgenommen – verantwortlich. Die beiden Orden hatten einen Spitalsarzt eingestellt, der die Aussicht der Kranken auf Heilungserfolg beurteilen konnte. Das Verhältnis zwischen Spitalsarzt, Pflegekräften und Ordensoberen war nie spannungsfrei. Der Staat versuchte zunehmend Einfluss auf die Hospitäler zu nehmen und der Spitalsarzt Dr. Franz Xaver Haeberl setzte sich ebenfalls für die Auflösung der Konvente ein. Aufklärerische Gruppen warfen den Orden auch die Verfolgung rein weltlicher Zwecke vor. Das Aus für beide Ordensniederlassungen in München kam mit den Organischen Beschlüssen von 1809. Ihr Vermögen fiel an den Krankenhausfonds der Stadt München. 1809 wurde auf mit dem Bau des Allgemeinen Krankenhauses begonnen, das 1813 mit Direktor Haeberl eingeweiht wurde. Er glaubte mit weltlichem Personal – dem man kündigen konnte und welches man nicht lebenslang versorgen musste wie die Ordensleute – günstiger arbeiten und ein Hospital fortschrittlicher leiten zu können.

Mariensee, nahe bei Hannover, wurde um 1207 als Kloster der Zisterzienserinnen gegründet. In der Reformation wurde das Kloster nicht aufgelöst, sondern es wird bis heute als „evangelisches“ Kloster weitergeführt. Verwaltet wird Mariensee, welches zu den fünf Calenberger Klöstern gehört, von der Klosterkammer Hannover und dem Niedersächsischen Kultusministerium. Pfarrerin Dani Scherello (Zürich) stellte Fragestellung und erste Ergebnisse ihrer Promotionsarbeit vor. Sie zog Quellen aus dem Klosterarchiv heran – darunter vor allem die verschiedenen Klosterordnungen und die von den Äbtissinnen verpflichteten Jahreschroniken – und arbeitete kritisch mit Methoden der Oral History. Sie erfragte die Biographien und Lebensgrundlagen der heutigen Konventualinnen, darunter der Altäbtissin, die in den 1970er Jahren Mariensee nach außen hin geöffnet hat. Seitdem bieten die Konventualinnen Führungen durch das Haus, Konzerte, Seminare und andere begegnende Veranstaltungen an. Gleichzeitig widmete man sich in einer Geschichtswerkstatt der Klostersgeschichte. Durch die Befragungen wurden vermeintliche Selbstverständlichkeiten herausgearbeitet, die letztlich die Substanz des heutigen evangelischen Klosterlebens ausmachen: Aufgaben und Verbindlichkeiten, Gebet, Spiritualität und die Gemeinschaft des Konventes. Jede trägt zum gemeinsamen Leben bei. Das Kloster – auch bedingt durch die in die Untersuchung miteinbezogenen Räumlichkeiten – ist ein geschlossener Ort mit Stabilität, in dem Gott als die Lebensmitte angesehen wird.

Linksrheinisch wurden 1802 nur elf von 219 Klöstern von der Aufhebung in Folge der Französischen Revolution ausgenommen. Es betraf einige in der Schule und Krankenpflege tätige Orden. Rechtsrheinisch setzte die Säkularisation mit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 ein. Auch hier wurde den Orden verboten Novizen aufzunehmen und für die Professablegung war eine staatliche Genehmigung notwendig, die nur die Kapuziner für sechs von 14 Novizen erlangen konnten. In der Provinz Westfalen

bestanden allerdings 1814 noch zwanzig Bettelordensklöster und das Stift Borken, dessen Aufhebung man schlichtweg vergessen hatte. In Westfalen sind drei Phasen der Auflösung zu unterscheiden: a) 1814-1833 mit individuellen Auflösungen, b) im Juli 1834 die Auflösung der Kapuzinerklöster, obwohl der Verkauf der Klöster nicht zur Deckung der staatlichen Pensionszahlungen ausreichte und die Finanzierung aus dem staatlichen Pensionsfonds erfolgen musste, c) bis 1850, wo nur noch die Franziskanerklöster bestanden, die aber nach Verabschiedung der Preußischen Verfassung nicht mehr aufgelöst wurden. Prof. Reimund Haas (Köln) hat besonders die in mehreren Etappen erfolgte Auflösung des Essener Kapuzinerklosters untersucht (1831, 1834 und 1836), wo die Vermögensumschichtung von Kloster auf die Pfarrei nicht reibungslos funktionierte und das Kloster erst 1844 mit dem Tod des letzten Oberen aufgelöst wurde. Es gibt reichhaltiges staatliches Aktenmaterial zu dieser verzögerten Säkularisation, was aber noch einer genauen Bearbeitung harret, um dieses Phänomen besser erklären zu können, was vielleicht nicht nur mit finanziellen Aspekten begründet werden kann.

Von 1000 Jesuiten in Europa waren im Verlauf des Ersten Weltkriegs ca. 500 Patres und Brüder im Kriegseinsatz. Dazu gehörte der aus der Diözese Ermland stammende Konrad Nowak SJ, der mit 24 Jahren 1915 einberufen wurde. Er befand sich zu diesem Zeitpunkt im St.-Andreas-Kolleg in Charlottenlund in der Nähe von Kopenhagen. Dr. Clemens Brodkorb (München) stellte das im Archiv der Jesuiten vor kurzem aufgefundene Kriegstagebuch Nowaks vor. Das Tagebuch wurde, wie aus der Homogenität der Handschrift in den Heften und aus einem späteren Typoskript zu erkennen ist, zusammenhängend geschrieben. Mitte der 1930er Jahre wurde das Tagebuch vom Provinzial zur Lektüre empfohlen. Zu dieser Zeit wollten die Jesuiten ihre patriotische Gesinnung für das Deutsche Reich zum Ausdruck bringen und beweisen, dass sie trotz des Verbots des Ordens im Kulturkampf, keine Vaterlandsfeinde waren, sondern treu ihren Dienst leisteten. Dazu gehörten auch weitere Zusammenstellungen von Kriegsbriefen und –erinnerungen. Musketier Nowak beschreibt seine Musterung in Flensburg, seinen ersten schweren Kampfeinsatz in der russischen Märzoffensive 1916 und schildert den Tod von Kameraden, die an der Front erfroren. Besonderen Raum nehmen in seinen Aufzeichnungen die Teilnahme an Feldgottesdiensten ein. Immer wieder vergleicht er das Soldatenleben mit seinem gewohnten geistlichen Leben im Kloster. Den Fronturlaub nutzt er regelmäßig für Exerziten. Im Bonifatiushaus ´s-Heerenberg erfährt er 1917 von der Aufhebung des Jesuitengesetzes. Über Rumänien kommt er 1917 an die Westfront und erlebt den Stellungskrieg in Verdun. Er wird mehrmals verwundet und Ende 1918 aus der Armee entlassen. Sein Tagebuch endet mit dem Eintrag „Wenn Gott schlägt, so heilt er auch“. Der Jesuitenbruder war in verschiedenen Niederlassungen des Ordens tätig und starb 1971 in Hoheneichen. Es stehen über die Abfassung des Tagebuchs, dessen Intention und Verwendung noch weitere Untersuchungen aus.

Willi Eisele (Wolfratshausen) beschäftigte sich mit dem Abt, den man von Fotos mit der zum Hitlergruß erhobenen Hand kennt. Es ist der Benediktiner Alban (Jakob) Schachleiter (1861-1937). Er studierte, wenn auch ohne Abschluss, Philosophie, Kunstgeschichte und Musik in Leipzig und trat 1882 in die zur Beuroner Kongregation gehörende Benediktinerabtei Emaus in Prag ein. 1886 zum Priester geweiht, engagierte er sich hauptsächlich für das Musikleben des Klosters und den Bonifatiusverein für Böhmen und Österreich. 1908 wurde Schachleiter

zum Abt gewählt. Nach dem Ende der Donaumonarchie und der Gründung der Tschechoslowakei 1918 mussten die deutschen Benediktiner 1919 Prag verlassen. Schachleiter ging zunächst in das Stift St. Florian (Österreich) und dann nach St. Bonifaz in München, wo er sich um Kirchenmusik kümmerte. Er war ein Abt ohne Kloster und daher ein Problem für den Bischof. Bereits 1923 lernte er Adolf Hitler persönlich kennen. In öffentlichen Auftritten begrüßte er die Machtergreifung und wurde zeitweise von kirchlicher Seite von allen Ämtern suspendiert, weil er gegen das Gehorsamsgelübde verstoßen hatte. Eisele musste bei seinen Recherchen verblüfft feststellen, dass der Abt – entgegen anderslautender Veröffentlichungen - nie Mitglied der NSDAP war. Schachleiter besaß „Haus Gott Dank“ im oberbayerischen Feilnbach wo er, entgegen kirchenamtlicher Weisung, wohnte. 1924 hatte er als Abt von Emaus resigniert und die Würde eines Titularabts von Spanheim erhalten. Er hatte Anweisung, sich in ein Kloster zurückzuziehen, was er aber nur tageweise bei den Sternschwestern in Bad Aibling tat. Schachleiter war Ehrengast auf Nürnberger Parteitagen. Die Münchner Universität verlieh ihm zum 75. Geburtstag ein Ehredoktorat für „Choralpflege und Deutschtum“. Er wurde nach seinem Tod 1937 in der Allerheiligen-Hofkirche aufgebahrt und mit einem Staatsakt beigesetzt. Die Person Schachleiter ist in ihren Facetten schwer zu fassen. Durch das NS-Regime erhielt er Anerkennung, von seinen kirchlichen Vorgesetzten wurde er nach seinem politisch erzwungenen Weggang von Emaus nur diszipliniert. Der Beitrag verstand sich bewusst als Werkstattbericht.

Innozenz (Franz) Ploner (1865-1914) war Franziskaner, Lehrer und – was lange in Vergessenheit geraten war - Archäologe. Der Südtiroler, geboren in Villanders, trat 1882 in den Franziskanerorden ein und absolvierte ein Lehramtsstudium in Innsbruck. 1886 wurde er Priester und wirkte als Gymnasiallehrer für Mathematik und Naturgeschichte an verschiedenen Schulen der Ordensprovinz. Schon früh veröffentlichte er eine Reihe von überwiegend naturwissenschaftlichen Arbeiten in Schulprogrammen und Zeitschriften. Im Rahmen eines Forschungsprojektes über Tiroler Welt- und Ordenskleriker und ihre Bedeutung für die archäologische Erforschung in Tirol im 19. und frühen 20. Jahrhundert stieß Prof. Dr. Florian Martin Müller (Innsbruck) auf den Franziskaner und fragte, woher dessen archäologische Ambitionen kamen. Ploner wurde wahrscheinlich in seiner Schulzeit am Haller Franziskanergymnasium von seinem archäologieinteressierten Lehrer P. Flavian (Karl) Orgler auf eine noch ausstehende Beschäftigung mit Aguntum hingewiesen. Ploner war Lehrer, ging aber 1903/04 ein Jahr nach Jerusalem, wo er sich als Pilgerführer engagierte, aber auch mit archäologischen Stätten in Berührung kam. Über seine Erlebnisse im Heiligen Land berichtete er in zahlreichen Zeitungsartikeln. 1910 musste er gesundheitsbedingt den Lehrerberuf aufgeben und ging als Seelsorger nach Lienz. 1912/13 führte er in der Römerstadt Aguntum (östlich von Lienz gelegen) Grabungen durch, die die bis dahin umfangreichste Untersuchung des Geländes darstellten. Es gelang P. Innozenz erhebliche Finanzmittel zu akquirieren. Er entdeckte die Stadtmauer, Teile der Thermen und eine römische Villa, was in ganz Österreich bekannt wurde. Der Laie Ploner war – was ihm geneidet wurde – erfolgreicher als das Österreichische Archäologische Institut unter Rudolf Egger, das kurz nach ihm dort Grabungen durchführte. Ploner hatte seine recht eigenwillige Grabungsdokumentation in einem Buch publiziert, was von der Fachwelt kritisch aufgenommen wurde. Sein früher Tod ließ P. Innozenz leider zunehmend in Vergessenheit

geraten. Seine Intention, die Ausgrabungen zu erhalten und die Funde in einem Museum zu zeigen, ist heute verwirklicht.

Im Bistum Trier wurde am 2. März 2011 der Seligsprechungsprozess für P. Johannes Maria Haw (1871-1949) eröffnet. Diesem Tag waren viele kleine Schritte vorausgegangen, wie Sr. Celeste Gonçalves CSJ (Leutesdorf), Vizepostulatorin im Prozess, berichtete. Ein erster Anlauf war schon 1963 mit der Befragung von Zeugen genommen worden, die Pater Haw noch persönlich kannten. Durch verschiedene Gründe, u.a. überraschende Todesfälle, geriet das Verfahren ins Stocken. 2006 wurde das Anliegen von den beiden von Haw gegründeten Orden der Johannesschwestern und der Johannesmissionare wieder aufgegriffen und 2009 in Rom das notwendige Nihil obstat zur Durchführung der Causa beantragt, was 2010 vorlag. Im November 2011 wurde eine Historikerkommission ernannt (Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Dr. Gisela Fleckenstein, Dr. Martin Persch (+ 2013)). Eine theologische Kommission prüfte die Veröffentlichungen Haws. Im Oktober 2014 fand die Schlußsitzung in Trier statt. Alle Unterlagen waren kollationiert, kopiert, übersetzt und beglaubigt. 130 kg Papierunterlagen sind jetzt bei der zuständigen Kongregation in Rom. Jetzt steht die Abfassung der Positio, also die zusammenfassende Untersuchung über das Leben und die heroischen Tugenden noch aus und ebenso ein Wunder. Das Werk von Johannes Maria Haw lebt heute in den von ihm gegründeten Gemeinschaften fort, die in Portugal, Mozambique, Indien und Deutschland aktiv sind und für die Seligsprechung ihres Gründers beten.

Die Abtei Tholey wurde im Juli 1794 in Folge der Französischen Revolution aufgehoben. Am 8. Dezember 1949 wurde die Abtei St. Mauritius durch Papst Pius XII. wiedererrichtet. 23 Religiösen aus der Abtei St. Matthias in Trier kamen mit ihrem Abt Dr. Petrus Borne in der Osterwoche 1950 nach Tholey. Für den Weg dorthin mussten sie eine Grenze überschreiten, weil das Saarland von 1946-1956 französisches Protektorat mit eigener Verfassung und Verwaltung war. Frankreich schwebte immer noch die Gründung eines eigenen Saarbistums vor. Das Saarland gehörte zu den Bistümern Trier und Speyer. Man war dazu 1947/48 und 1950 in Rom vorstellig geworden. Jedoch ohne Erfolg. PD. Dr. August H. Leugers Scherzberg (Duisburg-Essen/Saarbrücken) und Prof. Dr. Lucia Scherzberg (Saarbrücken) stellten in einem laufenden Forschungsvorhaben die kirchlichen, politischen und theologischen Implikationen vor, die zur Wiederbesiedlung von Tholey führten. Die Abtei St. Matthias in Trier war 1922 gegründet, 1941 aufgelöst und 1945 wieder begründet worden. 1946 wurde die Neuwahl eines Abtes erforderlich, weil P. Basilius Ebel zum Abt in Maria Laach gewählt wurde. In Trier scheiterte der erste Wahlgang, in dem der in Rom weilende P. Petrus (Johannes) Borne (1910-1976) gewählt werden sollte. Eine Kandidatur von Eucharius Zenzen (1903-1963) kam hinzu, der sich aber in einem theologischen Konflikt (Erkenntnislehre, Mysterientheologie und Fragen der liturgischen Bewegung spielen eine Rolle) mit Abt Ebel befand. Zenzen zog 1947 seine Kandidatur zurück. In einem dritten Wahlgang wurde 1947 Petrus Borne gewählt. Für St. Matthias wurde in Frage gestellt, ob ein monastisches Leben mitten in der Stadt mit Pfarrei und Wallfahrt überhaupt möglich sei oder ob die ganze Abtei verlegt werden sollte. Die Beuroner Äbtekonzferenz entschied sich für einen Umzug des Trierer Konvents nach Tholey, dem Rom zustimmte. Doch nach einer Intervention der Trierer über Prälat Kaas, gelangte man zu einem Kompromiss: Trier behalten und Tholey schrittweise aufbauen. Abt Borne stand – zum Ärger des Trierer Generalvikars – in engem Kontakt mit dem Gouverneur des Saargebietes und der Saarregierung. Noch sind viele Fragen dieser Wiederbesiedlung

offen. Hatte Borne den Wunsch, mit politischer Unterstützung Saarbischöf zu werden? Stand wirklich das Bedürfnis nach einem authentischen monastischen Leben im Vordergrund? Trier und Tholey habe unterschiedliche monastische Profile entwickelt. Zu untersuchen wäre auch noch, ob Frankreich wirklich noch ein eigenes Saarbistum wollte.

Dr. Jan Sloot (Utrecht) gab einen Überblick über die Entwicklungen bei den niederländischen Klarissen seit dem Zweiten Weltkrieg. 1965 gab es in der Niederlande drei Klarissenklöster mit insgesamt 100 Schwestern. Es waren viele Neueintritte erfolgt und die jungen Schwestern stellten die Dreiteilung des Klosters in Chor-, Laien- und Außenschwestern in Frage und die Sinnhaftigkeit anderer Bestimmungen. Die Bulle „Sponsa Christi“ von 1950 ermöglichte Veränderungen. In der 1953 gegründeten Föderation entdeckten die Klarissen, dass die Gemeinsamkeiten größer als die Unterschiede waren und, dass sie gar nicht nach der ursprünglichen Regel der Heiligen Klara lebten, sondern nach der Regel von Papst Urban IV. Sie kehrten 1954 zur Klararegel zurück. Die Unterscheidung in drei Schwesterntypen war damit obsolet. Man experimentierte mit dem Wegfall der Klausurgitter und stellte Kontakte zur Außenwelt her. 1967 wurde die Landessprache in die Liturgie eingeführt. 1969 wurde ein von den Franziskanern durchgeführter dreijähriger Theologischer Kurs in franziskanischer Spiritualität für die Klarissen abgeschlossen, der zu einer weiteren inneren Erneuerung der Konvente beitrug. Zwischen 1970-1980 begann man mit verschiedenen Experimenten. Zum Teil waren Schwestern auch außerhalb des Klosters tätig. Nicht alles gelang. Seit den ruhigeren 1980er Jahren entwickelte man einen neuen kontemplativen Lebensstil. Zu kleine Gemeinschaften wurden aufgelöst und zu einer neuen in Nijmegen verschmolzen. Kontemplatives Leben mitten in der Stadt. Gäste, die Stille suchten sind im Kloster willkommen. Die Schwestern lernten die Spannung zwischen Individualität und Gemeinschaft zu leben. Jan Sloot sieht die Zukunft des religiösen Lebens in den kontemplativ ausgerichteten Gemeinschaften, die auch in der Postmoderne einen Auftrag haben. Die Aufgaben der sozial-caritativen Gemeinschaften hat der Wohlfahrtsstaat übernommen.

Den überwiegend aus Nachwuchsmangel notwendigen Rückzug aus der Fläche thematisierte Dr. Ute Feuerbach (Volkach). In der Diözese Würzburg unterhalten die Dillinger Franziskanerinnen ein Kloster mit einer Mädchenrealschule. Die zahlreichen kleinen Niederlassungen in umliegenden Orten mit Nähschulen und Kindergärten mussten fast alle aufgegeben werden. Aus diesem Filialnetz rekrutierte sich lange Zeit der Nachwuchs. Nach 1945 bot sich auch die Möglichkeit, in die Missionen der Dillinger Franziskanerinnen nach Brasilien zu gehen. Die letzte große Eintrittswelle war zwischen 1950-1960. Mit dem Rückzug aus der Fläche geht die Frage einher, wie sich die Zukunft einer Ordensgemeinschaft gestaltet, gerade wenn sie auf eine so lange Tradition zurückblickt. Die Dillinger wurden 1241 gegründet und gehören somit nicht zu den zahlreichen neuen Kongregationen des 19. Jahrhunderts. Sie haben auch keine Gründerin und somit keinen „Personenkult“, sondern können sich ganz auf ihre franziskanischen Wurzeln besinnen. Die Referentin hält die persönliche Präsenz von Ordensfrauen für unabdingbar. Nur so und nicht über Medien können sie vermitteln, was und wie sie leben. In Volkach werden dieser persönlichen Begegnungen in den letzten Jahre aktiviert, in dem man Kontakte mit Pfarrei, mit Schülerinnen, ihren Eltern und ehemaligen Schülerinnen intensiviert hat.

Die lebhafteste Diskussion griff die These von Jan Sloot auf. Für Mitteleuropa scheint dies zutreffend. Die kontemplativen Orden haben nicht in der Menge, aber kontinuierlich Nachwuchs und viele neu entstehende Gemeinschaften beziehen immer kontemplative Aspekte ein. Die Rückzugsangebote in die Stille, die viele Klöster anbieten, sind stark nachgefragt. Daneben gibt es Gemeinschaften, die in den nächsten Jahren aussterben werden; einige gehen auch diesen Weg an ein Ende ganz bewusst.

Die nächste Tagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte findet vom 3.-5. Februar 2017 in Vallendar statt. Wiederum wird es kein Schwerpunktthema geben. Beiträge aus allen Bereichen der modernen Ordensgeschichte, auch zur Quellengeschichte, sind erwünscht. Ein Call for papers wird im Sommer 2016 verschickt.

Konferenzübersicht:

Prof. Dr. Johannes Meier (Mainz): Gefährdete Bildquellen der Missionsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts - Eine Initiative zur Sicherung des Gedächtnisses der Weltkirche

Dr. Gerhard Kuck (Rom): Die Geschichte der Kamillianer im Spiegel ihrer Provinzen. Ansatz und Ergebnisse eines Projekts

Dr. Bettina Blessing (Regensburg): Alltag katholischer Krankenpflegeorden – Das Beispiel der Münchener Barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinnen (1750-1809)

Pfarrerin Dani Scherello (Zürich): „An die Substanz sind die gar nicht ran gekommen.“ Klostersubstanz: Spiritualität und Gedächtnis eines Mikrokosmos. Das Kloster Mariensee im Fokus der Zeitgeschichte

Prof. Dr. Reimund Haas (Köln): „So fehlt es der diesseitigen Verwaltung an zureichenden Gründen, auf die Aufhebung der Klöster einzugehen“. Die „verspätete“ Aufhebung der westfälischen Bettelordenklöster 1816-1834

Dr. Clemens Brodkorb (München): Wenn Gott schlägt, so heilt er auch. Das Kriegstagebuch des Musketier Konrad Nowak SJ (1914-1918)

OStD i.R. Willi Eisele (Wolfratshausen): Abt Alban Schachleiter OSB (1861-1937) und sein Umfeld: Annäherung an eine schillernde Persönlichkeit – ein Werkstattbericht

Prof. Dr. Florian Martin Müller (Innsbruck): Der Franziskanerpater Innozenz Ploner (1865–1914) und seine Bedeutung für die archäologische Erforschung der Römerstadt Aguntum in Osttirol

Sr. Celeste Goncalves CSJ (Leutesdorf): Die Barmherzigkeit Gottes und P. Johannes Maria Haw. Sein Seligsprechungsprozess

PD Dr. August H. Leugers-Scherzberg (Duisburg-Essen/Saarbrücken) / Prof. Dr. Lucia Scherzberg (Saarbrücken): Die Wiederbesiedlung der Benediktinerabtei Tholey 1949/50

Dr. Jan Sloot (Utrecht): Entwicklungen bei den niederländischen Klarissen seit dem Zweiten Weltkrieg

Dr. Ute Feuerbach (Volkach): „Aus den Augen aus dem Sinn.“ Der Rückzug aus der Fläche und der Mangel an Erinnerungskultur Faktoren der Destabilisierung alten Ordenslebens?

Kontakt:

Dr. Gisela Fleckenstein, E-Mail: [g.fleckenstein@web.de](mailto:g.fleckenstein@web.de). oder  
Philosophisch-Theologische Hochschule Vallendar  
Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften  
Prof. Dr. Joachim Schmiedl  
Pallottistr. 3  
56179 Vallendar  
E-Mail: [jschmiedl@pthv.de](mailto:jschmiedl@pthv.de)

Gisela Fleckenstein